

Thomas Eggensperger

Repräsentativ Leiten und Entscheiden in der Organisationsstruktur von Orden

Resonanzachsen und die Trias von Gemeinschaft

Katholische Ordensgemeinschaften werden immer wieder – wenn nicht unbedingt zum Vorbild – aber doch als spezielles Beispiel hinsichtlich ihrer Organisationsstrukturen genommen, die sich zumeist in einer langen Tradition entwickelt und sich im Laufe der Geschichte trotz allen gesellschaftlich-politischen Wandels mit kleineren Veränderungen durchgehalten haben und heute teilweise prima vista ein wenig anachronistisch wirken, aber bei genauerem Hinsehen durchaus nicht an Attraktivität verloren haben (vgl. Wolf und Rosanna, ³2008).

Der Beitrag verweist zunächst auf aktuell diskutierte Konfliktkoordinaten der Katholischen Kirche und ihrer Struktur und stellt einen Bezug her zur Situation der Ordensgeschichte und dies unter besonderer Berücksichtigung des Predigerordens (Dominikanerordens). Es wird aufgewiesen, wie Führung und Leitung einerseits und die Lebensformen andererseits korrelieren. Es werden die Trias von Gemeinschaft (Spiritualität, Leben, Arbeit) und die Idee der Resonanzachsen nach Hartmut Rosa in Beziehung gesetzt. Diese Grundlagen werden am Ende unter politischen, spirituellen, theologischen und soziologischen Erwägungen durchbuchstabiert.

1 Struktur der „Katholischen Kirche“ – Konfliktkoordinaten

Veranschaulicht man sich Struktur der Katholischen Kirche, so entsteht nicht zu Unrecht der Eindruck, dass sie formal betrachtet, hierarchisch organisiert ist. Ein genauerer Blick darauf, indem man das komplexe Beziehungsgeflecht der Struktur paradigmatisch in den einzelnen Zuweisungen beschreibt, zeigt, dass sie keineswegs immer so hierarchisch sind, wie oftmals angenommen wird.

Eindeutig hierarchisch ist die Ableitung von Papst über Bischof zum Priester. Die Ernennung resp. Einsetzung eines Bischofs erfolgt durch die Weihe bzw. Versetzung eines Geweihten in ein anderes Bistum, das Priesteramt wird durch Weihe übertragen. Alle drei Ebenen haben unterschiedliche Beratungsgremien: Zu nennen sind für den Papst die von ihm einberufenen Bischofssynoden, aber auch das Konsistorium der Kardinäle. Theoretisch wird er auch vom Konzil beraten, das aber

nur in Jahrzehnte- oder gar Jahrhundertelangen Abständen stattfindet. Zudem steht dem Konzil – im Gegensatz zu den anderen Gremien – Entscheidungskompetenz zu, die es in der Regel auch wahrnimmt. Dem Bischof steht der Diözesanpastoralrat zur Seite, gegebenenfalls die Diözesansynode. Im Einzelfall gibt es neuerdings auch die Institution des Synodalpastoralrates (z.B. im Erzbistum Berlin) mit Entscheidungskompetenzen. Das Beratungsgremium des Pfarrers ist in der Regel der Pfarrgemeinderat. Je nach Situation gibt es weitere beratende Gremien, aber letzten Endes ist allen gemeinsam, dass sie nur konsultative Voten haben, die Letztentscheidung jedoch bei den zu Beratenden liegt. Die zu Beratenden haben eine Behörde, die ihnen zur Seite steht und als ausführendes Organ fungiert. Der Papst hat die Kurie mit den unterschiedlichen fachbezogenen Dikasterien, denen er Anordnungen erteilt, der Bischof hat den Generalvikar sowie das Ordinariat (Generalvikariat) und der Pfarrer das Pfarrbüro. Die Grundlage bilden die Kirchenmitglieder, die von den vorgeordneten Autoritäten in unterschiedlicher Weise bedient werden (z.B. Spendung der Sakramente), aber auch im theologischen, religiösen und Glaubensleben mit dem Anspruch besonderer Kompetenz unterwiesen werden.

Es spielen folgende Komponenten hinsichtlich der Bewertung bestimmter Organisationsformen eine Rolle:

- Sozialform / Struktur,
- Sinn und Zweck,
- Konfliktpotenzial,
- Zuschreibung und Wirklichkeit.

Für die Struktur der Katholischen Kirche lässt sich auf dieser Grundlage zunächst tabellarisch zusammenfassen:

Tabelle 1: Struktur der Katholischen Kirche.

Sozialform / Struktur	hierarchisch – feudal – zentralistisch – Ernennung & Anordnung – undemokratisch – intransparent
Sinn und Zweck	gottgegebene Ordnung (Tradition, Theologie) – pragmatische Ordnung
Konfliktpotenzial	Partizipationsunmöglichkeit – Konsensfindung – Chargieren zwischen Glaube, Institution und Person (Interessen)
Zuschreibung / Wirklichkeit	formal begrenzte Macht – zentral & dezentral – regionale Spezifika (Lösung & Problem)

Sozialforum/Struktur: Letzten Endes sind die Hierarchien flacher als zumeist angenommen wird. Schaut man sich beispielsweise an, wie finanzielle Investitionen

unternommen werden, dann ist festzustellen, dass dem Bischof weitgehend die Hände gebunden sind, solange nicht die zuständigen Finanzgremien seinem Vorschlag zugestimmt haben. Ebenso verhält es sich mit Personalentscheidungen, die in der Regel mit Gremien und Personalchefs abgestimmt werden. Auch den selbstherrlichen Pfarrer, der alles bestimmt, gibt es heute kaum mehr, da niemand auf Dauer an Gremien und Verantwortlichen vorbei eigenmächtige Entscheidungen treffen und durchsetzen kann. Selbst wenn es formal möglich wäre, ist jedem bewusst, dass dies für die weitere Zusammenarbeit Konsequenzen hat, falls sich Institutionen übergangen fühlen. Die Strukturen gelten als feudal, da sie Ähnlichkeiten mit einer klassischen Feudalgesellschaft mit einem adligen princeps an der Spitze haben. Zudem gibt es einen starken Hang zum Zentralismus. Dies ist festzustellen mit dem Usus, offene Fragen nach Rom hinzuverlagern und von dort im Sinne einer Richtlinienkompetenz Entscheidungen zu erwarten („*Roma locuta, causa finita*“). Alle kirchlichen Amtsträger werden auch von oben ernannt. Wahlen gibt es keine, wenngleich zuweilen bestimmte Konsultationsverfahren vorgesehen sind (tlw. festgelegt im Konkordat). Die Arbeitsweise und die Berufung in die Ämter sind nicht nur undemokratisch, sondern die Entscheidungen sind aufgrund fehlender Begründungen intransparent. Die Problematik wird zurzeit analysiert und es werden Reformvorschläge gemacht (vgl. Först und Frühmorgen 2020; Szymkowski 2023; Theobald 2023).

Sinn und Zweck: Dieser lässt sich in zweierlei Weise definieren: Zum einen gibt es eine gottgegebene Ordnung (Tradition, Ekklesiologie), zum anderen die pragmatische Ordnung der oben beschriebenen kirchlichen Struktur. Die Finalität besteht aus einem Wechselverhältnis von Anspruch und Wirklichkeit (vgl. Kraus 2012).

Konfliktpotenzial: Es ist evident, dass eine Konsensfindung schwierig ist, wenn nicht gemeinsam über Entscheidungen diskutiert wird und die Partizipationsmöglichkeiten recht eingeschränkt sind. Die Argumentationen in der Debatte chargieren zwischen Glaube, Institution und den (persönlichen) Interessen der Person (vgl. Kohlgraf 2015).

Zuschreibung und Wirklichkeit: Formal ist die Macht der Amtsträger beschränkt, aber das Wechselverhältnis von dezentral und zentral tendiert zur Zentralisierung. Nicht zu unterschätzen ist dennoch, dass es regionale Spezifika gibt, die zugelassen und gewünscht sind.

2 Die Zeit(en) der Orden und geistlichen Gemeinschaften

Wenn man Orden thematisiert, dann meint man recht unterschiedliche Institutionen, die im Laufe der Kirchengeschichte aufkamen und zum Teil auch schon wieder verschwunden sind. (vgl. Eggensperger 2024).

Die Sozialformen resp. Strukturen der einzelnen Orden unterscheiden sich in den Traditionen erheblich. Das frühe Mönchtum, das aus der Eremitentradition hervorging und sich in vielerlei Hinsicht als praktikabler erwies, wurde von einer bestimmten Regel geordnet (vgl. Frank 2010). Regeln resp. Konstitutionen wurden auch in der Gruppe der hochmittelalterlichen Mendikantenorden zum festen Bestandteil (Frank 2005). Der Charakter der Regeln veränderte sich. Regeln wie die des hl. Benedikt stellen eine zuweilen sehr kleinteilige Hausordnung dar und legten wert auf die Einhaltung eines klaren Zeitablaufs der Mönche bzw. Nonnen hinsichtlich Arbeits-, Gebets- und Rekreationszeiten. Die hochmittelalterlichen Regeln der Mendikanten akzentuieren weniger den Tagesablauf, sondern mehr die Verfasstheit der Gemeinschaft und die Regelungen zur Bestimmung der Ordensoberen. So werden in der Regel alle Ämter auf Zeit gewählt und etwaige Wiederwahlen eingegrenzt. Entscheidungen, die die Gemeinschaft betreffen, werden gemeinsam erwogen und getroffen, in der Regel nach dem Mehrheitsprinzip. Deswegen kann mit gutem Grund von verstärkt demokratischen Strukturen gesprochen werden oder auch von synodalen Strukturen, da die Entscheidungen gemeinsam in verschiedenen Gremien reflektiert werden. Die Gesellschaft Jesu, der Jesuitenorden, verfasste sich auf Drängen des Ordensstifters Ignatius, der selbst vor seinem priesterlichen Leben Soldat war, ganz klar hierarchisch und teilweise paramilitärisch (Haub 2007). Sämtliche Obere werden ernannt, der Ordensgeneral wird auf Lebenszeit auf einer Generalversammlung gewählt und vom Papst explizit bestätigt. Der Gehorsam gegenüber dem Papst spielt in der Verfassung des Ordens eine besondere Rolle. Entscheidungen werden gemeinsam beraten, wobei auffällt, dass dies bei den Jesuiten besonders in Form der intensiven Kommunikation zwischen dem Einzelnen und seinem Oberen geschieht. Der Obere entscheidet und der Einzelne hat im Gehorsam auszuführen. Es ist möglich, dass der Papst selbst dem Orden resp. einzelnen Ordensmitgliedern gegenüber einen Wunsch ausdrückt, von dem erwartet wird, dass er im Geist des Gehorsams ausgeführt wird. Die Kongregationen von Schwestern und Brüdern sind in der Regel eine Frucht des 19. Jahrhunderts (wenngleich es bereits im 17. Jahrhundert Kongregationen gab). Die Strukturen sind hierarchisch und historisch bedingt zumeist bischöflichen Rechts. Erst seit der Kirchenrechtsreform im Jahr 1917 sind Kongregationen kirchlich anerkannt und den traditionellen Orden damit gleichgestellt. Eine rechtliche Unter-

scheidung von Orden und Kongregationen gibt es seit der Kirchenrechtsreform von 1983 nicht mehr. Vor allem im Umfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils entstanden geistliche Gemeinschaften, die sich zumeist als Laienbewegungen verstehen. Ihnen eignen sehr divergente Regeln, die verschieden hierarchisch oder demokratisch ausgerichtet sind (vgl. Poblotzki 2019).

Die Finalität des Ordenslebens ist traditionell unterschiedlich ausgerichtet. Ging es dem frühen Mönchtum besonders um Nachfolge und Suche nach spiritueller Reifung mit einem gewissen Protestcharakter (Flucht aus der vermeintlich bösen Welt), hatten Mendikanten es sich zum Ziel gesetzt, zu verkündigen, sich caritativer Aufgaben zu widmen und sich teilweise akademisch mit philosophisch-theologischen Themen auseinanderzusetzen. Da sie ihre Niederlassungen in der Regel in der Stadt errichteten und dort pastoral wirkten, ohne aber sich in die eigentliche Pfarrseelsorge zu integrieren, gelten deren Aktivitäten als „paraparochial“ (Frank 2021). Der Verkündigungsauftag der Jesuiten versteht sich nach deren Motto „*ad maiorem gloriam Dei*“ und explizit als Dienstleistung für den jeweiligen Papst. Dabei erfüllen sie die einmal zugeteilten Aufgaben mit einer hohen Selbstverantwortung. Da die Kongregationen oftmals als Gegenbewegung zum fehlenden Sozialstaat des 19. Jahrhunderts aktiv waren, legten diese ein entsprechendes soziales und pastorales Engagement an den Tag. Bei den neuen geistlichen Gemeinschaften werden in der Regel soziale und pastorale Aufgaben übernommen, oftmals gleich den Kongregationen mit jeweils eigenen Werken.

Die Herausforderungen für die unterschiedlichen Orden sind – je nach Aktivität und Struktur – wiederum unterschiedlich: Für die Koinobiten legt sich eine spirituell begründete Unterordnung des Einzelnen nahe, den Mendikanten eignet ein verfasster Gehorsam, der aber aufgrund der Entscheidungsstrukturen für den Einzelnen flexibler ausgerichtet ist. Ein Problem der schlussendlich eher lockeren Gehorsamsverpflichtung stellt unter Umständen die fehlende Flexibilität für den Fall von Projekten der Oberen dar, weil die Einzelnen nicht so einfach zustimmen oder den Vorgang mittragen. Dies ist ganz anders bei den Jesuiten, da hier der Gehorsam klar als solcher geregelt ist und ohne große Debatten erwartet wird, wenn der Obere ihn einfordert. Damit können Obere bestimmte Projekte sehr viel leichter umsetzen, da von deutlich weniger Widerspruch auszugehen ist. Für den einzelnen Jesuiten stellt diese Struktur eine besondere Herausforderung dar, weil die anvertraute Selbstverantwortung nicht nur zur Individualisierung, sondern auch zur Vereinsamung führen kann, zumal der Gemeinschaft keine so prägende Rolle zugewiesen wird. Ähnlich verhält es sich bei den Kongregationen, bei denen der oder die Einzelne wenig zu sagen hat und vor allen Dingen noch im 20. Jahrhundert aufgrund der hohen Mitgliedszahlen das Individuum wenig zählte. Zwischenzeitlich sind in Europa die Kongregationen stark überaltert und zahlenmäßig sehr dezimiert. Die Kongregationen müssen sich angesichts dieser Tatsache in-

haltlich und konzeptionell neu positionieren, da ihre teilweise großen Werke (Krankenhäuser und andere Einrichtungen) nicht mehr von ihnen selbst verwaltet werden können.

Anspruch und Wirklichkeit unterscheiden sich dementsprechend: Die Mönche und Nonnen der frühen Kirche sahen in ihrem Leben den „*status perfectionis*“ (Thomas von Aquin, Summa theologiae II-II 184,5), den Thomas von Aquin später aus gegebenem Anlass theologisch vertieft hat. Für Thomas schien es evident, dass der Begriff der Vollkommenheit nicht im moralisch-subjektiven Sinn zu verstehen ist, sondern als eine Verfasstheit („*conditio*“) und zwar als äußere Rechtsstellung und keineswegs auf die innere Disposition des Menschen, die allein dem göttlichen Urteil unterliegt. Das heißt, dass über eine irgendwie geartete subjektive Heiligkeit gar nichts ausgesagt wird (vgl. Horst 1999, 88). Im Blick auf diesen Status gingen sie zur Gänze im abgeschlossenen Kloster und dessen zumeist rural geprägten Leben auf, wohingegen die Mendikanten zwar in einer klösterlichen Einrichtung lebten, aber dort jeweils am Macht- und Entscheidungsgeschehen partizipierten und am urbanen Leben ihres Umfelds teilnahmen. Den Jesuiten ist als Folge der klaren Entscheidungsstrukturen eine gewisse Effizienz nicht abzusprechen, ebenso den Kongregationen, die mit ihren Werken quasi unternehmerisch strukturiert waren und sind. Dagegen sind die geistlichen Gemeinschaften recht flexibel angelegt und es spielen Laien mit entsprechenden Kompetenzen eine wichtige Rolle.

3 Beispiel: Predigerorden

Die demokratisch durchstrukturierte Governance im Predigerorden, wäre sie in einem Schaubild dargestellt, würde deutlich zeigen, dass die Richtungspfeile zu allermeist von unten nach oben weisen. Jede Art von Oberem wird von der entsprechenden Gemeinschaft nach dem Mehrheitsprinzip gewählt und darf höchstens einmal in Folge wiedergewählt werden (Eggensperger und Engel 2024). Verwaltungämter, die ein Oberer besetzt, bedürfen der mehrheitlichen Zustimmung der jeweilig betroffenen Gemeinschaft. So wird der Prior gewählt, ebenso der Provinzial und der Ordensmeister. Der Predigerorden ist demokratisch ausgerichtet, aber eindeutig nicht basisdemokratisch (Tendenzen dazu finden sich in anderen Gemeinschaften wie bspw. bei den Kapuzinern). Der Predigerorden ist als repräsentative Demokratie verfasst. Die Mitglieder bestimmen den Oberen bzw. die Gremien (wie z.B. das Provinz- oder Generalkapitel), überlassen ihnen dann aber auch die allfälligen Entscheidungen und Positionierungen. Gewählte Obere werden in der Regel durch den Vorgesetzten bestätigt, d.h. Wahlen könnten in Ausnahmefällen annulliert („kassiert“) werden. Dies ist zumeist der Fall, wenn der Gewählte an seinem aktuellen Einsatzort unabkömmlich ist. Traditionellerweise

sind alle Brüder mit feierlicher Profess wählbar und können auch aus anderen Gemeinschaften kommen als aus der aktuell wählenden. Es ist Tradition des Predigerordens, dass der seitens des Generalkapitels gewählte Ordensmeister keiner formellen Bestätigung durch den Hl. Stuhl bedarf. Dies ist ein Privileg, das ein Eingreifen des Hl. Stuhls auf rechtlichem Wege verunmöglicht.

Alle Ordensgemeinschaften haben unterschiedliche Regelungen und unterschiedliche Ausformungen demokratischer Strukturen. Selbst klassische Orden aus der feudalen Tradition gehen dazu über, beispielsweise Äbte oder Äbtissinen nicht mehr auf Lebenszeit zu wählen, sondern nur für eine begrenzte Zeit. Zunehmend häufiger fällen sie auch Entscheidungen gemeinsam. Mit gutem Grund wird an dieser Stelle speziell auf den Dominikanerorden rekurriert, weil er repräsentative Demokratie schon von Anfang an pflegte und kaum Veränderungen am Modus vorgenommen hat.

4 Führen / Leiten und gemeinsam Leben

Es ist nicht ungewöhnlich, dass Menschen in Strukturen eingebunden sind, in denen geführt und geleitet wird. Je nach beruflicher Situation ist jeder Mensch in irgendeiner Weise führend oder geführt. Dies ist Teil des gewöhnlichen Arbeitslebens. Der entscheidende Unterschied zwischen einem Berufstätigen und einem Ordensmitglied allerdings ist nicht nur, dass der oder die Berufstätige in der Regel ein Privatleben mit Familie oder Freunden (u.U. Wohngemeinschaft) hat, sondern auch dass Berufs- und Privatleben normalerweise voneinander getrennt sind. Man hat einen Arbeitsplatz und einen persönlichen Lebensort. Mitglieder von Orden oder geistlichen Gemeinschaften arbeiten in der Regel nicht nur zusammen (in pastoralen oder ordensspezifischen Projekten), sondern sie leben auch gemeinsam und dies nicht nur, weil sie an einem geteilten Ort wohnen. Zusammenleben bedeutet, gemeinsam zu beten (Chorgebet, Messen etc.) und den Alltag zu teilen (Essenszeiten, Gemeinschaftsveranstaltungen, Freizeiten, tlw. auch gemeinsame Urlaube). Berufs- und Privatleben sind teilweise dermaßen verwoben, dass noch nicht einmal eine klare Trennlinie zwischen beidem zu ziehen oder festzustellen ist. Zudem leben die Mitglieder jahrein und jahraus so gut wie immer zusammen. Klösterliches Leben mag räumlich ausgedehnt sein (je nach Größe des Anwesens), aber das gemeinsame Leben ist teilweise sehr dicht und eng.

Die Art und Weise des Zusammenlebens und -arbeitens ist an den unterschiedlichen Stilen der Orden und deren Traditionen orientiert. Bei den frühen Orden herrscht eine ziemliche Dichte hinsichtlich des Lebens- und Arbeitszusammenhangs. Die Zuschreibung des verwendeten Motto „*Ora et labora*“ macht dies deutlich – hier gibt es keine Trennung der beiden Zusammenhänge. Bei den

Mendikanten ist die Dichte deutlich weniger ausgeprägt, da Arbeits- und Privatraum oft unterschiedlich sind. Es gibt gemeinsame Projekte („konventuale Projekte“), bei denen die in der Gemeinschaft lebenden Brüder teamorientiert zusammenarbeiten, aber es ist durchaus üblich, Aufgaben außerhalb des Konvents wahrzunehmen, sei es freischaffend (Predigt, Missionsarbeit, Exerzitien etc.), sei es in beruflichen Zusammenhängen außerhalb der eigenen Kommunität oder des eigenen Ordens (Universität, Schule, kirchliche und diözesane Einrichtungen, Behörde). In solchen Fällen werden oftmals Außen- und Innentätigkeiten miteinander kombiniert, sodass jede:r am gemeinsamen Arbeiten Anteil hat, aber auch seinen eigenen oder besonderen Fähigkeiten jenseits der Ordensgemeinschaft nachgehen kann. Ähnlich verhält es sich bei den Jesuiten, wobei die Erwartungshaltung eines bewussten und gezielten gemeinsamen Lebens hinter der Erwartung eines effizienten Arbeitens in Eigenverantwortung zurücksteht.

In den Schwestern-Kongregationen überwogen in der Gründungsphase eindeutig die gemeinsame Arbeit in den eigenen Werken sowie das gemeinsame Leben in den Klöstern, die zumeist unmittelbar mit den Gebäudelichkeiten der Werke verbunden sind. Arbeitete man bspw. tagsüber als Pflegekraft im Krankenhaus, besuchte man zum gemeinsamen Gebet die angebaute Krankenhauskapelle und wohnte im Kloster auf demselben Gelände. So konnte es sein, dass die Ordensmitglieder die ausladenden Grundstücke nur an freien Nachmittagen verließen. Heute verhält sich das anders, da die meisten Werke nicht mehr existieren oder abgegeben wurden und man nicht mehr unbedingt Gemeinschaften an die Immobilien andocken muss. Die Veränderungsprozesse aufgrund mangelnden Nachwuchses führen entweder zu einer Konzentration aller Schwestern in sehr wenigen Klöstern und Häusern oder zur Gründung kleiner Gemeinschaften an Orten des pastoralen Wirkens (vgl. Tatschmurat 2024). Bei den geistlichen Gemeinschaften lassen sich sehr unterschiedliche Kombinationen von Arbeit und Leben beobachten, was zum Teil von der unterschiedlichen Vorstellung eben dieser Kombination abhängt.

So findet man in den erwähnten Gemeinschaftsformen zum Ersten sehr enge Verflechtungen von Arbeit und gemeinsamem Leben, zum Zweiten flexible Verknüpfungen von beidem und zum Dritten eine klare Trennung, wenngleich Letzteres meistens mehr den praktischen Umständen geschuldet ist als dem selbst erhobenen Anspruch.

5 Trias Gemeinschaft

Es sind m. E. aber nicht nur zwei, sondern drei Gemeinschaftsformen, die in den Blick genommen werden sollten. Zur Lebens- und zur Arbeitsgemeinschaft gehört

auch die spirituelle Gemeinschaft. Übersetzt man die Realität des gemeinsamen Arbeitens in den Ordensgemeinschaften, dann dominiert vor allem der Anspruch auf Teamworking. Man möchte gerne und bewusst etwas gemeinsam machen, sei es in bestimmten Werken, sei es in der Pastoral. Das Leben in Gemeinschaft ist heute dynamischer als noch in früheren Zeiten, da die Gemeinschaften in der Regel deutlich kleiner sind und manchmal im Alltag eher die Strukturen einer WG haben. Aber in allen Wohnformaten gibt es ein permanentes und auch teilweise sehr intensives Zusammenleben, was nicht zuletzt dazu führt, dass man sehr viel Privates und Persönliches voneinander weiß. Dies wird im günstigsten Fall aktiv kommuniziert – und zwar im Sinne des Austausches, des Zuhörens und Ernstnehmens. Dies alles wird getragen durch die dritte Gemeinschaftsform, die spezifischer ist als ein zusammenarbeitendes Team bzw. als eine Wohngemeinschaft. Dies stellt den Charakter einer spirituellen Gemeinschaft dar. Eine Wohngemeinschaft hat zwar in der Regel bestimmte Ansprüche an das gemeinsame Leben, selten aber an gemeinsam gepflegte Weltanschauungen oder konzeptionelle Grundhaltungen resp. an Spiritualität. In einer Ordensgemeinschaft besteht allerdings ein gemeinsamer spiritueller Anspruch, der schlussendlich sogar wichtiger ist als die Gemeinschaft oder deren theologische oder pastorale Schwerpunktsetzung. Dieser Anspruch hat mit der Suche nach Nachfolge zu tun und ist geprägt vom Gebet als Kommunikationsform mit Gott.

6 Resonanzachsen

Hartmut Rosa skizziert in seiner Studie „Resonanz“ (Rosa 2016) drei von ihm so genannte „Resonanzachsen“, um sie in Beziehung mit der oben dargestellten Gemeinschafts-Trias zu setzen.

Resonanz ist für Rosa ein Erklärungs- und Bewertungsraster für Weltbeziehungen, die als „historisch und kulturell variable Gesamtconfigurationen, die nicht nur ein bestimmtes Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt definieren, sondern die de facto jene Subjekte und Objekte selbst mit hervorbringen.“ (Rosa 2016, 36) Diese Weltbeziehungen können resonant sein, müssen es aber nicht; im letztgenannten Falle sind sie entfremdet (nicht-resonant). Resonante Weltbeziehungen werden entlang der drei Resonanzachsen abgebildet, die den funktional differenzierten Handlungssphären moderner Gesellschaften entsprechen. Rosa geht es u.a. darum zu untersuchen, „auf welche Weise und in welchen Formen die moderne Gesellschaft Resonanzsphären institutionalisiert hat, und [...] wie Subjekte in diesen Sphären jeweils versuchen, Resonanzachsen zu etablieren, und welche Art von Resonanzerfahrungen sie darin machen, und andererseits die jeweils vorhandenen Entfremdungspotentiale und Störquellen identifizieren.“ (Rosa 2016, 339)

Dabei kommt er auf die drei Resonanzachsen der horizontalen, diagonalen und vertikalen Art, wobei ihm sehr bewusst ist, dass der Grenzziehung zwischen diesen einzelnen Resonanzsphären (oder Resonanzbeziehungen) „fast immer etwas Willkürliches“ (Rosa 2016, 339) eignet. Dennoch haben die korrespondierenden Resonanzachsen jeweils einen „Primärbezug“ (Rosa 2016, 33), weil es in den jeweiligen Sphären fortwährend einen bestimmten Weltbezug gibt. Die Sphären-trennung will Rosa verstanden wissen als Heuristik, die hilft, „kulturell und institutionell etablierte Weltbeziehungen der Moderne und die damit verbundenen Lebens- und Handlungsstrategien der Subjekte auf ihre Resonanz- und Entfremdungspotentiale hin zu untersuchen.“ (Rosa 2016, 340) In Rosas Sinne gilt es also, die folgend skizzierten Achsen als solche nicht zu verabsolutieren.

Die drei Resonanzachsen, die in ihrem Primärbezug den funktional differenzierten Handlungssphären moderner Gesellschaften entsprechen sind – kurz zusammengefasst – zum ersten die horizontale Resonanzachse, die soziale Beziehungen betrifft, zum zweiten die diagonale Resonanzachse, die Objektbeziehungen in den Blick nimmt, und zum dritten die vertikale, mit der Erfahrung von Transzendenz, Natur, Ästhetik und die Ereignishaftigkeit von geschichtsbedingten Wandlungsprozessen umfasst werden.

Die horizontale Resonanzachse wird an den Beispielen von Familie, von freundschaftlicher Beziehung und von Politik beschrieben (Rosa 2016, 341–380). In der Familie sieht Rosa den seitens der modernen, d.h. bürgerlichen Kultur geschaffenen Ausgleich zur indifferenten bzw. feindlichen Welt, in der Kampf und Konkurrenz herrscht. Sehr metaphorisch ist ihm die Familie der „Resonanzhafen in stürmischer See“ (Rosa 2016, 341). Ähnlich verhält es sich mit der Freundschaft, die quasi die Ergänzung der Familie darstellt, weil letztere die sozialen Resonanzerwartungen der Moderne nicht alleine erfüllen kann. Noch viel mehr – Freundschaft eröffnet Resonanzhorizonte, die das Erfahrungsspektrum erweitern. Selbst wenn Freundschaften nicht rechtlich oder politisch institutionalisiert sind oder eine Organisationseinheit des Sozialen darstellen, können sie „aus der Perspektive der Subjekte als soziales Kapital betrachtet und unter einer nutzenmaximierenden und zeitoptimierenden Perspektive evaluiert“ (Rosa 2016, 354) werden. So wie die Familie die Entlastung vom Berufsleben ist, so ist die Freundschaft mit einer oder mehreren Personen Entlastung sowohl vom Beruflichen als auch vom Familiären. Ein drittes Beispiel einer horizontalen Resonanzsphäre ist die Politik. Allerdings schränkt Rosa hier ein, da seiner Meinung nach „das Resonanzpotential der Politik im sozialen Imaginären zur Moderne eher unartikuliert“ (Rosa 2016, 362) bleibt und sich Resonanzerwartungen spätmoderner Subjekte nur selten explizit auf den Bereich des politischen Handelns richten und Politiker bzw. politische Institutionen als Repräsentanten der öffentlichen Sphäre als indifferent erlebt werden. Rosa relativiert diese Einschätzung dahingehend, dass die Lebenszufriedenheit von

Menschen unmittelbar mit ihrer demokratischen Mitsprache und politischen Teilhabe korreliere und der inkludierende Prozess des politischen Gestaltens zufrieden mache. Rosa macht deutlich, dass es hier nicht um eine irgendwie geartete Wohlfühl- und Harmoniezone gehen kann, sondern demokratische Politik zu verstehen ist als das „tönende Widersprechen“ (Rosa 2016, 369).

Dieser Beitrag will nicht das Konzept Rosas selbst diskutieren, sondern nur auf der Grundlage seines Konzepts das Ordensleben charakterisieren, aber eine kritische Bemerkung sei an dieser Stelle dennoch erlaubt: Der Pessimismus, den Rosa hinsichtlich der Politik als Resonanzachse artikuliert, ist m. E. nicht ganz nachvollziehbar. Es wäre dem Konzept Rosas besser gedient, wenn er sich den Unterschied von „Politik“ und dem „Politischen“, beispielsweise im Sinne von Ernst Vollrath (Vollrath 2003, 29–56) zu eigen gemacht hätte. Der Begriff der Politik ist demnach ein breit gefächertes Potpourri (Bündnis-, Familien-, -Partei-, Schul-, Firmenpolitik etc.). Im Deutschen wird der Begriff der Politik in der Regel absolut verwendet, das heißt, man spricht von der Politik an sich und es entsteht der Eindruck, als gebe es eine Entität namens „Politik“. Im Englischen ist der Begriff vielschichtiger – mit „politics“ gibt es einen objektiven Begriff, aber mit „policy“ einen deutlich konkreteren subjektiven Begriff, der eine bestimmte Politik meint, die man gerade z.B. innerhalb der Regierung oder eines Verbands praktiziert. Zentral in Vollraths ist der Unterschied von Politik und dem Politischen (zwischen „politics“ und „political“ (franz. „*la politique*“ und „*le politique*“).

„Politik‘ und ‘das Politische‘ werden dann nicht mehr in vager Weise äquivalent gesetzt, sondern ‘das Politische‘ wird als die Bestimmung dessen genommen, was ‘Politik‘ ist und was deren ‘politischer‘ Charakter konstituiert und ausmacht. ‘Politik‘ ist alles, was von einem ausgearbeiteten Verständnis des Politischen, seinem Begriff her, so und als dieses bestimmt oder bestimmbar ist.“ (Vollrath, 2003, 38). Und weiter: „Das Politische ist die phänomenal in der Welt auftretende und erscheinende Modalität einer bestimmten Art der Beziehung von Menschen untereinander, die als die politie-hafte bestimmt werden wird, in Bezug auf die andere Phänomene als politische qualifiziert oder im Ausmaß ihres defizitären Zustandes disqualifiziert werden können... Der Begriff des Politischen dient zur Bestimmung der politischen Qualität und Modalität von Phänomenen, die sich innerhalb der politischen Sphäre in ihrer politischen Dimension zeigen.“ (ebd., 45)

Das Subjekt des Politischen ist also nicht die Politik, sondern sind die inter-personal handelnden Menschen. Die politischen Subjekte mögen völlig verschieden sein, aber sie finden sich im Politischen als einem gemeinsamen Nenner. Ähnlich sieht es Hannah Arendt (auf die Hartmut Rosa auch eingeht), die das Politische als eine Ordnung des menschlichen Zusammenlebens betrachtet, die es nicht einfach überall gibt, wo Menschen sind, sondern nur dort, wo deren Gemeinschaft politisch organisiert ist. Allerdings unterscheidet sie nicht so präzise wie Vollrath zwischen

Politik und dem Politischen (vgl. Arendt 2007, 37; Arendt 1994). So ist also das Politische ein gesellschaftliches Bewegungsprinzip, in dem sich Handlung und Gestaltung von Politik in der Spannung zum Menschen ausdrückt. Politik ist nicht nur das institutionelle Gefüge, sondern auch der öffentliche bzw. kollektive Raum zu verstehen, in dem das Politische aufscheinen kann (vgl. Böhnisch 2006, 8).

Diese Ausführungen zeigen, dass es m. E. in der Debatte Hartmut Rosas um die Resonanzachsen nicht eigentlich um Politik, sondern um das Politische geht. Und der Raum des Politischen ist – im Gegensatz zur Politik – sehr wohl resonant.

Als zweite der Resonanzachsen führt Hartmut Rosa die diagonale Variante auf, in der es um Objektbeziehungen geht. Eine resonante Beziehung zu Objekten ist eine seiner Meinung nach alltägliche Beziehungsweise, eine „auch im Alltag mögliche Formen der dinglich vermittelten Weltbeziehung“ (Rosa 2016, 389). Menschen eignen sich bestimmte Objekte an, in denen sie zu einer „identitätskonstituierenden Antwortbeziehung“ (Rosa 2016, 391) stehen können. Die Anverwandlung von Dingen stellt diagonale Resonanzachsen dar, was besonders in den Bereichen von Arbeit und in der Bildung vonstatten geht. Hinsichtlich der Bedeutung von Arbeit orientiert sich Rosa an den traditionellen Theorien, in denen „die durch Arbeit vermittelte Form der Weltbeziehung den Konstitutionsgrund für die Sozialität und Gesellschaftlichkeit des Menschen und daher für die sozialen Verhältnisse“ (Rosa 2016, 394) darstellt. Jede Arbeit bzw. jede Bearbeitung des Materialen ermöglicht die Erfahrung von tätigkeitsbezogener Selbstwirksamkeit, die Rosa „Dingresonanz“ (Rosa 2016, 395) nennt. Auch die Schule kann sowohl für Lehrende als auch für Schüler zum Resonanzraum werden, da Bildung nicht einfach auf Selbst- oder Weltbildung abzielt, sondern auf „Weltbeziehungsbildung“. So wird sie zum „Prozess der Weltanverwandlung“ (Rosa 2016, 408). Misssingt dieser Prozess, kommt es anstelle einer Resonanz zu einer Entfremdung.

Die vertikalen Resonanzachsen sind die dritte Variante von Achsen, die Rosa feststellt. Hier spielt Religion eine bedeutende Rolle. Sie wird zu einer Beziehung, die in den Kategorien Liebe und Sinn gewährleistet, dass die Grundform des Da-seins eine Resonanzbeziehung ist (Rosa 2016, 435–514). So können Gottesdienste resp. religiöse Riten in Verbindung mit Erfahrung vertikale Tiefenresonanz erzeugen. Hinzu kommen horizontale Resonanzachsen zwischen den Gläubigen (Gemeinde) als auch diagonale Resonanzbeziehungen, indem Dinge wie Brot, Kelch und Wein resonanztechnisch „aufgeladen“ (Rosa 2016, 443) werden. „Daraus entsteht so etwas wie ein sensorischer Resonanzverbund, in dem die drei Achsen sich gegenseitig zu aktivieren und zu verstärken vermögen.“ (Rosa 2016, 443). (N.B. versteigt sich Rosa m. E. wenig in dem Bild des christlichen Kreuzes als die Verbindung horizontaler und vertikaler Resonanzachsen. [Rosa 2016, 444]) Neben der Religion führt Hartmut Rosa noch die Natur (Rosa 2016, 453–472) auf und des Weiteren die Kunst (Rosa 2016, 472–500). Kunst entsteht aus der permanenten

Auseinandersetzung und im Dialog zwischen dem vermögenden und formenden Subjekt (Künstler:in mit einem entsprechenden Wissen und entsprechender Kompetenz) und der eigenständigen Quelle. Kunstgeschehen ist Resonanzgeschehen als ein „prekäres Antwortverhältnis zwischen zwei eigenständigen, sich stets auch widersprechenden [...] sich im gestaltenden Ringen transformierenden Stimmen.“ (Rosa 2016, 478) Und weiter: „Ästhetische Resonanz wird so zu einem Experimentierfeld für die Anverwandlung unterschiedlicher Muster der Weltbeziehung.“ (Rosa 2016, 483) Schlussendlich geht Hartmut Rosa auf Geschichte ein, die in dem Augenblick zu einem Resonanzraum wird, wo Vergangenheit (als ein Anderes) und Zukunft in der Gegenwart in einen Dialog treten und diese Differenz-erfahrung Resonanz ermöglicht (Rosa 2016, 505).

7 Resonanzen und die Trias von Gemeinschaft

Die drei Resonanzachsen lassen sich konsequenterweise auf das Beziehungsge-flecht einer Ordensgemeinschaft applizieren. Die horizontale Resonanzachse, wie sie seitens Rosa in Familie, Freundschaft und Politik (wie oben angemerkt, besser des Politischen) zu situieren ist, findet sich in einer Gemeinschaft von Ordensmitgliedern, wenn man sich das Zusammenleben als Quasi-Familie vorstellt. Man lebt intergenerationell zusammen, hat jeweils persönliche Interessensschwer-punkte, aber auch teilweise prinzipiell unterschiedliche Vorstellungen, was das Zusammenleben entweder belastet und / oder bereichert.

Familie ermöglicht Geborgenheit und einen Schutzraum des Vertrauten. Das hilft einem oder einer Einzelnen in einer Gemeinschaft, wenn er oder sie beruflich sehr eingespannt ist oder sein oder ihr Alltag bestimmt ist von negativen Einflüssen (fehlende Anerkennung, Mobbing, Neid und Missgunst, mangelnde Erfolgserleb-nisse). Hier ist die familiäre Gemeinschaft die Chance, Einzelne aufzufangen und ihnen den Raum zur Entschleunigung zu bieten, den sie brauchen.

Ähnlich verhält es sich mit der Ebene von Freundschaft, die es selbstver-ständlich innerhalb der Ordensmitglieder gibt, aber auch im erweiterten Raum von Bekannten, mit denen man zu tun hat. Freund:innen sind vor allem wichtig, wenn in bestimmten Situationen die Familie doch zu begrenzt ist in ihren Möglichkeiten oder im Einzelfall sogar überfordert ist mit einer konkreten Situation. Freundschaften unterstützen im Einzelfall auch Personen, die mit der Familie im Konflikt liegen, da Freund:innen in der Regel unabhängig sind gegenüber der Familie. Dem äquivalent sind Freund:innen im Orden, die für den oder die Einzelne:n mehr Offenheit aufbringen als es die Gemeinschaft kann oder will. Die ausgefeilte politische Struktur der Orden in der jeweiligen Mixtur der Governance von (tempo-rärem) Führen und Leiten, von Partizipation und (repräsentativer) Demokratie

bringt es mit sich, dass jedes Ordensmitglied eng verwoben ist mit dem Raum des Politischen, dem sozialen Beziehungsgeflecht, das sich innerhalb eines Ordens abspielt. In diesem Raum des Öffentlichen werden aktuelle Themen, Zukunftsüberlegungen, Krisen und Perspektiven debattiert. Diesem Diskurs sollte sich keiner entziehen, wenngleich das Interesse an Partizipation in der eigenen Ordensstruktur unterschiedlich vorhanden ist und es biographisch auch verschiedene Grundeinstellungen und Phasen hinsichtlich partizipativer demokratischer Diskurse gibt.

Diagonale Resonanzachsen lassen sich finden in Beziehungen von Einzelnen zu Dingen und zu Tätigkeiten. Die Tätigkeit der Ordensleute findet sich im weiten und differenzierten Umfeld der Pastoral und in den Beziehungen zu Menschen, die mittels der Pastoral angesprochen werden. Die meisten Orden haben ihre Akzente und Schwerpunkte hinsichtlich ihrer seelsorglichen Aktivitäten und ein gewisses Selbstverständnis, wie sich die Pastoral in der jeweiligen Ordensspiritualität verorten lässt. Die „Arbeit“ der Ordensleute ist im Wesentlichen die Pastoral, die eingebettet ist in die sie unterstützende Spiritualität (Gebet) und theologische (Fort-)Bildung. Pastorale Aktivität bringt die Ordensleute mit Menschen (außerhalb ihrer eigenen Gemeinschaft) zusammen und deren unterschiedliche Plattformen – in gelungener Seelsorge findet „Weltbeziehungsbindung“ (Rosa 2016, 408) statt.

Die letzte der drei Resonanzachsen schließlich, die vertikale Variante, bietet sich hinsichtlich ihres Abgleichs im religiösen Leben gerade zu an. Religion ist gleichsam das Kerngeschäft der Orden und geistlichen Gemeinschaften und dürfte bei ihnen fast ausnahmslos eine vertikale Tiefenresonanz erzeugen. Angereichert wird dies – je nach Interessenslage der einzelnen Mitglieder durch Sensibilität für Kunst, Natur und Geschichte. Dabei geht es keineswegs nur um christliche Kunst, die Natur des Klostergartens oder die eigene Ordensgeschichte. Die Resonanzfläche von Ordensleuten kann – wie von allen anderen auch – sehr breit und offen angelegt sein und die Spiritualität des oder der Einzelnen prägen, was sich an deren Arbeit (u.a. an den Predigten) bemerkbar macht.

8 Abschließend: Zum Predigerorden

Im Folgenden sollen hinsichtlich des Dominikaner- resp. Predigerordens vier Komponenten erörtert werden, deren Inhalt sich aus der oben ausgeführten Darstellung erschließt. Diese Erwägungen sind politischer, spiritueller, theologischer und soziologischer Art.

In politischer Hinsicht eignet dem Orden gemäß den Regeln eine repräsentativ verfasste Demokratie. Die Oberen und die Gremien werden demokratisch auf Zeit gewählt und den Gewählten wird damit die Führung und Leitung abdelegiert.

Prinzipiell herrschen im Orden synodale Strukturen, da in den Konzilien und Kapiteln auf unterschiedlichem Niveau gemeinsam seitens der gewählten Vertreter beraten und entschieden wird. In der Tendenz ist der Orden teamorientiert – nicht nur in der politischen Verfassung, sondern auch im gemeinsamen Leben und in der gemeinsamen Arbeit. Zur Trias Gemeinschaft gehört die spirituelle Gemeinschaft auf der Grundlage eines gemeinsamen geistlichen Anspruchs hinsichtlich der Nachfolge und Gemeinschaft als Gebetsgemeinschaft. In der Theologie des Ordenslebens, wie sie von Thomas von Aquin übernommen wurde, geht es um den „*status perfectionis*“, um die lebenslängliche Suche nach Vollkommenheit, die definitiv aber erst nach dem Tod erreicht werden kann. Dieses theologische Konzept ist seit dem Vaticanum II mit dem Dokument „*Perfectae caritate*“ etwas in den Hintergrund gerückt, da es leicht missverstanden wurde, als ob Ordensleute mit dem Anspruch der Vollkommenheit mit der Profess einen besonderen Elitestatus erhalten hätten, obgleich der Anspruch der richtig verstandenen Suche nach Vollkommenheit für jede:n Christ:in Gültigkeit hat. Soziologisch betrachtet, handelt es sich bei Orden hinsichtlich ihrer Struktur und Ausrichtung um eine Mixtur sowohl von einer formalen als auch normativen Organisation (Schmelzer 1972, 187–207). Organisationsanalytisch lassen sich dadurch Wandlungsprozesse erklären und begründen. Eindeutig verabschiedet haben sich die Ordensgemeinschaften vom Typus der „totalen Organisation“ (Schmelzer 1972, 171 unter Berufung auf Goffmann 1972), in der alle Tätigkeiten nach einem System expliziter Regeln vorgeschrieben und gesteuert werden (schrankenlose Lebensbereiche, geregelter Tagesablauf, Umweltdistanz etc.).

9 Hypothese

Es drängt sich die Frage auf, ob es sich hinsichtlich der Finalität des selbst gewählten Lebens als Ordensmitglied anbietet, die Resonanz im Sinne Rosas (und das „Gute Leben“) als eine entsprechende zielführende Kategorie zu betrachten. Stellt man eine Beziehung her von der Trias Gemeinschaft zu den drei Resonanzachsen und nimmt man – wie oben dargestellt – deren Korrelation an, dann ist Resonanz eine prägende Kategorie zur Berufung und zur Pflege des Lebens in einem Orden oder in einer geistlichen Gemeinschaft.

Bibliographie

- Arendt, Hannah. 2007. *Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass*. Piper: München.
Arendt, Hannah, 1994. *Vita activa. Oder vom tätigen Leben*. Piper: München.

- Böhnisch, Lothar. 2006. *Politische Soziologie. Eine problemorientierte Einführung*, Budrich: Leverkusen.
- Eggensperger, Thomas. 2024a. „Ordensgemeinschaften, christliche“. In *Evangelisches Lexikon für Theologie und Gemeinde*, Bd. 3, hg.v. Heinzpeter Hempelmann und Uwe Swarat, 1122–1127. Holzgerlingen: SCM.
- Eggensperger, Thomas und Ulrich Engel. 2024. „Religious Orders and synodality. The democratic constitution of the Dominican Order as an inspiration for the overdue democratization of the Ecclesia universalis, in: Synodality in Europe – theological reflections on the Church on synodal paths in Europe“, hg. von Margit Eckholt, (Theology East – West: European Perspectives / Theologie Ost – West: Europäische Perspektiven, Bd. 33). 83–99: Lit.
- Först, Johannes und Peter Frühmorgen. Hg. 2020. *In Zukunft leiten. Analyse neuer Leitungsmodelle in pastoralen Räumen*. Würzburg: Echter.
- Frank, Isnard Wilhelm. 2005. *Lexikon des Mönchtums und der Orden*. Stuttgart: Reclam.
- Frank, Isnard Wilhelm. 2021. „Mittelalterliche Bettelordensklöster als paraparochiale Kultzentren“. In ders., *Verständertes Mönchtum. Zur Sozialgestalt des Dominikanerordens* (Dominikanische Quellen und Zeugnisse, Bd. 23). Leipzig: Benno.
- Frank, Karl Suso. ⁶2010. *Geschichte des christlichen Mönchtums*. Darmstadt: Primus.
- Goffmann, Erving. 1972. *Asyle*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Haub, Rita. 2007. *Die Geschichte der Jesuiten*. Darmstadt: WBG.
- Horst, Ulrich. 1999. *Bischöfe und Ordensleute. Cura principalis animarum und via perfectionis in der Ekklesiologie des hl. Thomas von Aquin*. Berlin: Akademie.
- Kohlgraf, Peter. 2015. *Nur eine dienende Kirche dient der Welt. Yves Congars Beitrag für eine glaubwürdige Kirche*. Ostfildern: Matthias Grünewald.
- Kraus, Georg. 2012. *Die Kirche – Gemeinschaft des Heils. Ekklesiologie im Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils*. Regensburg: Pustet.
- Poblotzki, Johannes M. 2019. *Das plurivokationale Charisma der neuen geistlichen Gemeinschaften. Ihr Beitrag zu einer Entwicklung einer trinitarischen Ekklesiologie*. Paderborn: Schöningh.
- Rosa, Hartmut. 2016. *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Schmelzer, Günter. 1979. *Religiöse Gruppen und sozialwissenschaftliche Typologie. Möglichkeiten der soziologischen Analyse religiöser Orden*. Sozialwissenschaftliche Abhandlungen der Görres-Gesellschaft, Bd. 3. Berlin: Duncker & Humblot.
- Szymanowski, Björn. 2023. *Die Pfarrei als Dienstleistungsorganisation. Ein Beitrag zur praktisch-theologischen Präzisierung kirchlicher Sendung*. Würzburg: Echter.
- Tatschmurat, Carmen. 2024. *Kleine Gemeinschaften. Spirituelles Leben gemeinsam neu gestalten*. Münsterschwarzach: Vier Türme.
- Theobald, Michael. 2023. *Dienen statt herrschen. Neutestamentliche Grundlegung der Ämter in der Kirche*. Regensburg: Pustet.
- Völlrath, Ernst. 2003. *Was ist das Politische? Eine Theorie des Politischen und seiner Wahrnehmung*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Wolf, Notker und Enrica Rosanna. ³2008. *Die Kunst Menschen zu führen*. Reinbek: Rowohlt.